

# Robert der Teufel und die höllischen Fanghunde



Eine schauderhafte Teufels-, Hexen-,  
Räuber- und Mördergeschichte  
Um 1860 niedergeschrieben



# Robert der Teufel und die höllischen Fanghunde

Eine schauderhafte Teufels-, Hexen-,  
Räuber- und Mördergeschichte

Um 1860 niedergeschrieben

Cover © 2014 by Wolfgang Brandt

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung der Herausgeber und des Autors wiedergegeben werden. Die private Nutzung (Download) bleibt davon unberührt.

Copyright © 2015 by Geisterspiegel

Geisterspiegel im Internet: [www.geisterspiegel.de](http://www.geisterspiegel.de)

## Kapitel 1 - Galgenvögel



Im großen Speisesaal eines prächtigen Jagdschlusses, das mitten in einem ungeheuren Wald stand, ergötzte sich mit allerlei sündhaften Gesprächen ein niederträchtiges Lumpengesindel, Mörder, Räuber, Falschmünzer, Brandstifter, Diebe, entsprungene Galeerensträflinge, schamlose Dirnen, lauter solche Leute, von denen man glauben konnte, dass man sie von allen Galgen des Königreiches Burgund zusammengetrommelt habe, in welchem damals der edle König Boso, der Vielgeliebte, mit seiner tugendhaften und gottesfürchtigen Gemahlin Blandine regierte und in der Residenzstadt Arles Hof hielt.

Sie hatten einen einzigen Sohn, namens Robert, der aber nicht die Freude, sondern die Qual ihres Lebens war. Ungeachtet der sorgfältigen Erziehung durch die vorzüglichsten geistlichen und weltlichen Hofmeister blieb er doch immer ein wilder, verstockter junge, der nichts lernen mochte und am allerwenigsten vom Beten etwas hören wollte. Alle guten Lehren seiner würdigen Eltern gingen bei ihm zu dem einen Ohr hinein und zum anderen hinaus. Was für ein tiefer Herzenskummer diesen dadurch bereitet wurde, lässt sich denken. Welche traurige Aussicht für das schöne Land, nach dem Tode des herrlichen Königs Boso von einem solchen Nachfolger regiert zu werden.

Robert war hübsch von Gestalt und Gesicht, aber in seinen Augen funkelte etwas Teuflisches, und da der junge Bösewicht keinen Tag vorbeigehen ließ, ohne ein Verbrechen zu begehen, so erhielt er weit und breit den Namen »Robert der Teufel«. Er fing damit an, sein schlechtes Herz zu zeigen, dass er ein Tier-

quäler wurde, Vögeln, Hunden und Katzen die Augen austach, die Füße abschnitt, oder sie gebunden lebendig eingrub, oder ins Feuer warf. Wer Tiere quälen kann, quält auch Menschen, wird verhärtet und blutgierig und verübt gar leicht Mordtaten. Vernünftige Eltern sollen mit aller Strenge gegen die Neigung eines Kindes, Tiere zu quälen, einschreiten und es gleich bei dem ersten Falle recht tüchtig durchprügeln, damit es die Gewalt der Schmerzen aus eigener Erfahrung kenne. Eltern, die dies zu tun versäumen, laden dadurch eine große Verantwortung auf ihr Gewissen, wenn ein solch junger Tierquäler mit der Zeit ein Menschenmörder wird, was gewöhnlich geschieht, wie die gerichtlichen Verhandlungen lehren, und zuletzt als Armersünder am Galgen endet.

Neben seinen übrigen Lastern war Robert auch dem Jähzorn ergeben, der gleichfalls zu vielen Missetaten antreibt. Eines Tages brachte ihm sein Kammerdiener aus Versehen andere Stiefel, als Jagdstiefel, und augenblicklich stieß er ihm einen Dolch ins Herz. Zu einer anderen Zeit traf er, als er eben in den Schlossgarten gehen wollte, am Ende einer Galerie einen alten Bettler mit grauen haaren, der ihn demütig um ein kleines Almosen bat. Robert aber gab ihm stattdessen einen Stoß mit der Faust auf die Brust, dass er rückwärts über die große marmorne Treppe hinabstürzte und sich das Genick brach. Wusste er auf irgendeinem einsamen Maierhof ein schönes Weib oder eine schöne Tochter, so lauerte er auf den Augenblick, wo sie allein waren, und machte ihnen schnöde Anträge. Wurden diese von tugendhaften Frauen und Jungfrauen abgewiesen, so ermordete er sie auf der Stelle.

Natürlich mussten ihn alle Leute fürchten und hassen. Nur eine einzige Person liebte ihn zärtlich, seine Amme, die seit seiner Geburt in der Residenz lebte. Und dieser war Robert im

hohen Grade zugetan, weil sie ihn nicht durch gute Lehren langweilte, ihn nicht nur an seinen Missetaten nicht hinderte, sondern ihn vielmehr dazu ermutigte und ihm Mittel und Wege wies, sie so gut als möglich zu verüben. Sie riet ihm auch immer Lügen und Ausflüchte zur Täuschung seiner lieben Eltern. Jede müßige Stunde verlebte er bei seiner Amme, die ihn nach und nach mit allen Lastern und Verbrechen bekannt gemacht hatte.

Als der König diese Neigung seines Sohnes für die Amme desselben bemerkte, ließ er sie kommen und sagte zu ihr: »Liebe Eva! Ich sehe, dass Robert dich lieber hat als mich und seine Mutter. Benutze diese seine Liebe, ihm gute Lehren zur Besserung seines Lebenswandels zu geben, so oft er zu dir kommt. Zeigen sich die guten Früchte deiner Bemühung, dann will ich dich königlich dafür belohnen!«

»Ach! Allergnädigster König!«, erwiderte die Amme, indem sie sich auf ihr linkes Knie niederließ, was Ihr da mit väterlicher Sorgfalt von mir verlangt, hab ich bisher schon immer redlich getan, ihn zur Gottesfurcht, zum Fleiße, zur Tugend und zur kindlichen Liebe mit den inständigsten Bitten ermahnt. Allein die Jugend hat keine Tugend, wie das Sprichwort sagt, und muss austoben. Übertreiben darf ich es nicht, sonst bin ich keinen Augenblick meines Lebens sicher. Aber, nur Geduld! Es wird noch alles gut werden. Kommt Zeit, kommt Rat!«

»Ich habe deswegen schon auf alle Hoffnung Verzicht geleistet. Wenn dir Roberts Besserung nicht gelingt, weiß ich kein anderes Mittel mehr.«

»Ich schon, allergnädigster Herr!«

»Welches? Sag an!«

»Eine schöne und tugendhafte Gemahlin. Sie würde gewiss

am meisten dazu beitragen können, Robert auf den Weg der Tugend und der guten Sitten zu führen. Die Liebe wirkt oft Wunder.«

»Ein guter Einfall! Wenn aber Robert keine Gemahlin will? Ich kann ihn doch nicht dazu zwingen!«

»Dass er eine Gemahlin will, dafür kann ich gutstehen.«

»Hat er sich bei dir vielleicht schon darüber geäußert?«

»Schon oft. Nur werden seine überspannten Forderungen aller möglichen Vorzüge seiner künftigen Gemahlin schwer zu befriedigen sein.«

»Das ist meine geringste Sorge. Er soll die vollkommenste Prinzessin, die jetzt auf Erden lebt, zur Gemahlin erhalten. Gott gebe seinen Segen dazu! Verschweig ihm vor der Hand meine Absicht, damit ich ihn mit der persönlichen Ankündigung desto angenehmer überraschen kann.«

»Euren Befehl, allgnädigster König, werde ich genau vollziehen.«

»Geh jetzt!«

Die Amme verneigte sich dreimal bis auf den Boden, ging zur Tür hinaus und dachte sich. *Ist die tugendhafte Prinzessin, welche der König zur Gemahlin Roberts erwählt, nur einmal in Roberts Klauen, so will ich schon dafür sorgen, dass sie bald seiner würdig werden soll.*



Die saubere Gesellschaft wartete schon seit anderthalb Stunden auf ihren Herrn und meister Robert, der sie zu einem großen festlichen Gelage auf sein Jagdschloss eingeladen hatte. 10 Uhr nachts sollte die Tafel beginnen, und die Schlossuhr hatte bereits 11 Uhr geschlagen und noch immer erschien Robert



nicht, während er sonst bei solchen Gelegenheiten immer der Erste unter den Ankömmlingen zu sein pflegte. Die Galgenvögel waren gar zierlich nach der damaligen Mode gekleidet und sahen aus wie vornehme Herren und Damen. Die meisten von ihnen hatten mittags absichtlich gefastet, um es sich bei diesem Nachschmaus desto besser schmecken zu lassen. Da konnte man goldene Ketten, Armbänder und Ringe sehen, welche sie unbesorgt zur Schau trugen, auf das Übereinkommen der Spitzbuben vertrauend, einander nicht zu bestehen. Nur diesem aus gastlicher Schicklichkeit auch auf den Speisesaal ausgedehntem Ehrgefühl hatte auch das silberne Tafelgeschirr seine Sicherheit zu verdanken.

Die köstlichsten Weine von verschiedenen Farben schimmerten in altertümlich geformten Flaschen von geschliffenem Kristall. Die feinsten Torten lockten auf Tellern von chinesischem Porzellan. Die große Schlossküche wimmelte von Köchen und Küchenjungen, die vollauf mit Bereitung von Speisen beschäftigt waren und sich heimlich über das lange Ausbleiben Roberts nicht wenig ärgerten, weil dadurch ihre Kochkunst zuschanden werden musste. Wer es gewagt hätte, durch ein einziges lautes Wort den inneren Ärger zu verraten, würde sich der Gefahr ausgesetzt haben, bei der Ankunft Roberts sogleich an einen Bratspieß gesteckt und lebendig gebraten zu werden, was sich schon früher ein paar Mal ereignet hatte.

»Wo nur mein Robert so lange weilen mag?«, fragte Lucia.

»Dein Robert?«, erwiderte Atalie, »mach dich nicht lächerlich! Er gehört so gut mein wie dein und wie unseren anderen Freundinnen.«

»Er wird auf der Jagd sein«, bemerkte Klotar.

»So spät?«

»Es gibt Jagden zu allen Stunden des Tages und der Nacht«,

äußerte Manfred spöttisch.

»Wenn ihm nur kein Unglück zustößt!«

»Dem Robert? Davon ist gar keine Rede. Wenn nur dem Unglück kein Robert zustößt, muss man sagen.«

»Es ist ganz finster draußen, er kann im Wald nichts mehr sehen.«

»Was er sehen will, sieht er doch!«

»Wie leicht könnten ihn Räuber überfallen!«

»Nun, die gefährlichsten sind jetzt nicht im Wald«, äußerte Manfred lächelnd.

»Er fürchtet sich wohl nicht«, fragte Lucia.

»Robert fürchtet weder Gott noch den Teufel auf freiem Feld und wär auch dessen Großmutter dabei.«

»Dort unten blitzt es tüchtig!«

»Man hört es auch schon donnern.«

»Das Gewitter kommt immer näher.«



Ein Diener Roberts öffnete ein Saalfenster und schaute hinaus. In diesem Augenblick fuhr ein Blitz wie eine gegliederte Kette von geschmolzenem Erz aus den Wolken herab und schlug in eine Tanne ein. Fast auf der Stelle loderten die Flammen des harzigen Baumes lichterloh empor und erhellten die ganze Gegend. In den kurzen Pausen zwischen Blitz und Donner hörte man die eiligen Hufschläge eines Pferdes aus der Ferne, das man bald darauf mit reiterlosem Sattel im brausenden Galopp mit gesträubter Mähne durch die Pappelallee der Anfahrt torwärts sprengen sah.

»Das Pferd des Prinzen«, schrie der Diener voll Schrecken und eilte zu dem alten, halb tauben Torwächter. Dieser öffnete

das Tor, und Roberts flinkstes Jagdpferd trabte schweißtriend in den Schosshof, wo es von den Stallwärtern abgesattelt und vom Kopf bis zum Schweif in Decken gehüllt umhergeführt wurde.

Dieses Ereignis gab den anwesenden Herren und Damen wieder neuen Stoff zu allerlei Bemerkungen. Möglich war es jedenfalls, dass Robert durch sein gewitterscheues Pferd abgeworfen und sein Kopf an irgendeinem Baumstamm zerschmettert wurde. Diese Befürchtung beunruhigte alle in hohem Grade, aber nicht aus uneigennütziger Anteilnahme für Robert, sondern in der vollen Überzeugung, dass sie ohne seinen Schutz schon längst gerädert, gehängt und geköpft, gevierteilt oder verbrannt worden wären, und dass sie nach Roberts Tod einem solchen Ende nicht lange entgehen würden.

Mit dem Glockenschlag um Mitternacht stürmte das wilde Heer, hoch in den Lüften aus der Richtung des Gewitters kommend, mit entsetzlichem Geheule heran, hielt einen Augenblick still oberhalb des Schosstores und schrie allen anwesenden Gästen bei ihren Namen zu »Mit uns! Mit uns!«, nach welcher Einladung die wilden, scheußlichen Nachtgespenster mit höllischem Hohngelächter wieder von dannen tobten.

Wie verstockt auch die mord- und raubsüchtigen Herren und Damen im Saal sein mochten, der Zuruf einer solchen Genossenschaft durchdrang sie doch mit Grauen. Einige Minuten wurde die Torglocke dreimal heftig gezogen.

»Er ist's! Robert ist's! Das ist sein Zeichen!«, riefen alle freudig und getröstet und rannten zum Saal hinaus, ihn auf der Treppe zu empfangen, über welche Robert, ohne Hut und Mantel, das blitzende Schwert in seiner Rechten, heraufeilte.

»Ich grüße euch, liebe Freunde und Freundinnen!«, sagte er, in den Saal tretend und sein Schwert mitten auf die Tafel le-

gend. »Aufgetragen! Ich bin voll Hunger und Durst und ihr werdet es auch sein. Ich habe euch lange warten lassen, werde euch aber nach der Tafel ein satanisches Abenteuer erzählen, dass meine Ankunft bei euch verzögert hat.«

Und nun begannen ein wildes Festgelage und ein scheußliches Treiben, vor dessen Schilderung der Anstand zurückbebt.



## Kapitel 2 - Ein schrecklicher Kampf



obert begann die Erzählung seines Abenteuers. »Ich habe heute den ganzen Morgen hindurch im Wald mit vier Dienern gejagt, welche gegen Abend, als es zu dunklen anfang, das erlegte Wild auf einen Wagen luden und mit diesem in die Residenz zurückfuhren. Um nicht zu spät zu euch zu kommen, ließ ich meinen Renner weit ausgreifen und mochte etwa nun noch eine Stunde von meinem Jagdschloss entfernt gewesen sein, als auf einem freien Platz im Wald ein junger und hübscher, zierlich gekleideter Mann, den Anschein nach ein Ritter in Jagdkleidung, hinter mir heransprengte. Ich wendete mein Pferd und zog das Schwert, um für den Fall eines feindlichen Angriffes gefasst zu sein.

Der Fremde zog die Zügel an und hielt vor mir eine halbe Pferdlänge, nahm sein Barett mit den wallenden Federn ab, verbeugte sich voller Anstand und sprach mich an.«

»Ich grüße Euch, erlauchter Prinz!«

»Ihr kennt mich?«

»Wie sollte ich Euch nicht kennen, da der Ruf Eures Ruhmes durch alle Länder gedrungen ist!«

»Wer seid Ihr?«

»Ein Ritter aus Neapel.«

»Euer Name?«

»Donati.«

»Von altem Adel?«

»Graf und Verwandter des Königs von Neapel.«

»Wie kommt ihr in diesen Wald, und zu dieser Stunde?«

»Ich hatte diesen Morgen die Ehre, Euren königlichen Eltern vorgestellt und von ihnen zur Mittagstafel eingeladen zu wer-

den.«

»Welche Absicht führte Euch an unseren Hof?«

»Ich mache mit meiner Schwester Lucana, welche die gelehrteste und vielleicht auch die schönste jetzt lebende Dame ist, eine Rundreise an alle Höfe von Frankreich und habe die Erlaubnis erbeten und erhalten, sie morgen dem König und der Königin in ihrer Residenz zu Arles vorstellen zu dürfen.«

»Wohin reist ihr jetzt?«

»Zu meiner Schwester auf ein gemietetes Schloss, worin wir unsere mitgebrachten seltenen Kunstsachen, kostbare Juwelen und andere höchst wertvolle Kleinodien sicher verwahren können, da wir uns 4 bis 6 Wochen in dieser Gegend aufzuhalten gedenken. Dieses Schloss liegt nur 2 Stunden von hier und ist auf flüchtigen Rossen in einer halben Stunde leicht zu erreichen. Dürfte ich die Bitte wagen, erlauchter Prinz!, meine Schwester, die sich darüber höchst glücklich schätzen würde, und mich, mit einem huldvollen Besuch zu beehren?«

»Jetzt gleich?«

»Ja.«

»Ich fürchte, zu so später Stunde die schöne Dame zu belästigen.«

»Nicht im Geringsten. Sie pflegt ja ohnehin immer bis Mitternacht zu studieren, oder ihre Augen an dem Glanze prächtiger Edelsteine zu ergötzen, für die meine Schwester eine absonderliche Vorliebe hat.«

»Ihr könnt euch wohl denken, Kameraden, dass ich eine Einladung nicht ausschlagen wollte, die mich zu einer »schönen Dame« und zu »prächtigen Edelsteinen« zu bringen verhieß, lauter Dinge, die sich vortrefflich für unser Paradies eignen. Ihr versteht mich schon!

Ich ritt mit Donati, und wir kamen bald vor einem herrli-

chen, im ersten Stockwerk hell erleuchteten Schloss an. Das Tor wurde geöffnet, und wir stiegen in einem weiten Hofraum von den Pferden. Ein Stallwärter wollte mein Pferd in den Stall führen. Ich sagte ihm aber, er solle es frei stehen lassen, bis ich es im Falle einer Übernachtung selbst in eine Pferdebox bringen würde. Es verhielt sich mir gegenüber so folgsam wie ein abgerichteter Hund und würde nicht davonlaufen. Von fremder Hand in den Stall geführt, würde es alles zerschlagen.

Diese Worte waren jedoch nur ein Vorwand meiner Vorsicht, um mein Pferd gleich bei der Hand zu haben, falls ich in einen Hinterhalt geraten würde und zur schnellen Flucht mich gezwungen gesehen hätte. An ein Übernachten dachte ich gar nicht, da ich nur alles im Schloss ausspähen und danach gleich zu euch reiten wollte. Denn ich bin gewohnt, Wort zu halten, wie ihr wisst.

Vom Pagen mit einem Windlicht begleitet stiegen wir die Treppe hinauf. Oben empfing uns Donatis Schwester Lucana, in der Tat eine blendende Schönheit, in einem von verschiedenfarbigen Juwelen funkelnden Gewand. Unter vier Augen, an einem einsamen Orte außerhalb des Schlosses, hätte ich sie ermordet und ausgezogen. Hier aber hielt ich eine schmeichelhafte Anrede in den zierlichsten Worten, welche sie, von zwei hübschen Gesellschaftsdamen umgebend mit großem Vergnügen und lächelndem Munde anhörte und recht artig erwiderte.

Sie führte mich an der Hand in den Saal, worin meisterhafte Gemälde hingen, darunter auch der Brand von Troja, so täuschend, dass ich bisweilen glaubte, die Funken durch den dunklen Rauch emporfliegen zu sehen. In einem angrenzenden Gemach wies sie mir andere geschichtliche Bilder, die sie mir mit einer erstaunlichen Gelehrsamkeit erklärte.«

»Folgt mir jetzt in einen anderen Saal, erlauchter Prinz!«,

sagte die schöne Dame, »wo ihr Dinge sehen werdet, gegen welche diese hier nur Kinderspiele sind!«

»Sie führte mich an ihrer seidenweichen, aber eiskalten Hand. Die Wände dieses Saales waren vom reinsten Golde und strahlten im Widerschein eines auf dem Tisch stehenden prachtvollen, goldenen, ziselierten Armleuchters mit zwölf brennenden Wachskerzen. Da sah ich die allerherrlichsten Statuen, jede aus einem einzigen Stück von weißem Marmor kunstvoll gemeißelt, darunter eine wunderschöne Venus, die, nach längerer Betrachtung, mit ihren süßen Lippen zu lächeln, und mit ihrem Köpfchen zu winken schien, was ich für eine Täuschung meiner Augen hielt. In jeder Ecke des Saales stand ein Clavicembalo. Sie spielte kunstfertig auf einem und sang dazu ein wundervolles Liebeslied mit einer zauberhaften Stimme und die anderen Instrumente in den übrigen drei Ecken des Saales spielten von selbst mit. Ich war äußerst verwundert über eine so unbegreifliche Kunst. Die Dame lächelte und ging mit mir in einen andern Saal.

Dort öffnete sie einen großen Schrank und zog mehr als 100 kleine Schubladen heraus, worin die allerfeinsten Edelsteine schimmerten. Sie zeigte mir auch eine Perlenschnur, von denen ich jedes Stück auf fünfzigtausend Kronen schätzte, und es waren über 200 solcher Perlen.«

»Teufel«, rief Manfred aus, »wenn wir nur diese Edelsteine und Perlen bekämen, die übrigen Kunstsachen wollte ich gern zurücklassen, da sie uns leicht verraten könnten.«

»Dies dachte ich auch in diesem Augenblick«, fuhr Robert fort. »Es zuckte mir in den Fingern. Ich spürte Lust, der schönen Dame schnell die Gurgel zu durchschneiden, und mit der Beute davonzueilen. Wenn aber das Tor zugesperrt gewesen



und Donati mit all seinen Leuten über mich hergefallen wäre? E ließ sich nicht machen: Ein anderes Ereignis verdrängte diesen Gedanken aus meinem Kopf. Auf dem Schrank stand, bisher unbeweglich, ein schneeweißer Hahn, der plötzlich zu krähen anfang, auf die Tafel herunterflog und mit zwei Schlägen seiner breiten Flügel die beiden brennenden Wachskerzen auslöschte, sodass es im Saal ganz finster wurde.«

»Dies konnte nicht mit rechten Dingen zugehen, das sah ich wohl ein, ließ mir aber nichts anmerken. Die Dame war über das Treiben des Hahnes verärgert, jagte ihn von der Tafel weg und klopfte mit einem Schlüssel an die Wand, aus der eine kleine Flamme hervorzischte, welche nicht nur die beiden ausgelöschten Kerzen auf der Tafel, sondern auch alle Kerzen auf den zahlreichen Wandleuchtern anzündete. Der weiße Hahn stand wieder ganz ruhig auf dem Schrank.

»Die Dame trat vor mich hin, schaute mir mit ernster Miene in die Augen und fragte mich.

»Erlauchter Prinz! Hat euch der weiße Hahn keine Furcht eingejagt?«

»Laut lachend antwortete ich: Furcht? Stellt den Teufel mir gegenüber und ich fürchte ihn nicht! Bin ich doch selbst Teufel genug!«

»Die Dame schien bei diesen Worten aus innerem Ärger heraus, sich in mir getäuscht zu haben, zu beben. Aber ich stand ihr gegenüber offen ein, dass ich gern wissen würde, was es mit diesem Hahn auf sich habe.

»Gerne will ich euch Aufschluss darüber geben, wenn ihr Mut genug habt, das Ende abzuwarten«, versetzte sie.

»Oh! Darüber seid unbesorgt, schöne Dame«, antwortete ich.

»Sie öffnete einen gewaltigen Schrank von sechs Flügeltüren mit zwölf Fächern. In jedem stand das Totengerippe eines

Menschen. In ihren scheußlichen Gesichtern hingen noch halb eingetrockneten Fleischfetzen. Die Dame wies sie mit dem Finger auf sie, ohne ein Wort zu sprechen.«

*»Sind das ägyptische Mumien?«, fragte ich ganz gelassen.*

»Diese Frage machte sie betrübt und zornig, und statt einer Antwort gab sie dem nächsten Gerippe mit dem Fuß einen Stoß, welches sich sogleich zu bewegen begann, mit dem linken Ellenbogen seinem entfleischten Nachbarn in die Seite stieß, und so einer den anderen, die ganze Reihe entlang. Dann riss jedes Gerippe aus dem Leibe des Nächststehenden einen Knochen heraus. Alle zwölf Skelette sprangen klappernd aus ihren Schranknischen und drangen auf mich ein.«

»Ein rascher Blick auf die schöne Dame zeigte mir, dass sie nun wie eine alte, hässliche Hexe aussah, mit hakenförmiger Nase und spitzigem Kinn.«

*»Da du dich nicht fürchtest, prahlerisches Prinzlein!«, schrie sie mit blitzenden Augen, »so zeige jetzt deinen Mut, sonst schlagen dich diese Grabgesellen mit ihren Knochen tot!«*

»Wie Hagelkörner ließ ich die Hiebe meines Schwertes auf die Beingehäuse regnen. Aber ich fand kein Fleisch und kein Blut, und auch die Knochen brachen nicht entzwei. Ich sah ein, dass dieser ungleiche Kampf mich ermüden und zuletzt für mich nicht siegreich enden würde. Immer mich tapfer gegen ihre Streiche wehrend, von denen keiner meinen Leib traf, zog ich mich in den Gang zurück, erreichte die Treppe und den Hof, immer von den Gerippen verfolgt, die klappernd hinter mir humpelten, als wenn sie auf Stelzen gingen, sprang im vollen Lauf rückwärts in den Sattel meines Pferdes, das noch ruhig auf mich wartete, setzte über einen breiten Graben, weil das Tor verschlossen war, und ritt dem Jagdschloss zu, ohne Hut und Mantel, die ich ihm Schlosshof verloren hatte.«

»In dem Augenblick, da ein Blitz neben mir in eine Tanne schlug, scheute mein Pferd, stolperte über eine vorragende Baumwurzel und stürzte. Ich flog über seinen Hals hinweg auf den Boden, ohne die geringste Verletzung, lief meinem Pferd nach, das mir den Weg wies. Da bin ich nun, in eurer Mitte!«

»Das hätte ein böses Ende nehmen können«, bemerkte Klotar.

»Pah!«, erwiderte Robert, »vielleicht für einen anderen, nicht aber für mich, der ich selbst ein Stück Teufel bin. Es war alles nur Hexenspuk, und ich hätte nur einen gewissen Namen aussprechen müssen, den gewisse Leute einen heiligen Namen nennen. Aber ich konnte es nicht übers Herz bringen.«

»Gewöhnliche Leute dürfen nicht mit dem Teufel spaßen«, sagte Manfred lachend, »ohne übel wegzukommen. Da fällt mir eben eine kleine lustige Geschichte ein, über die ich immer lachen muss, so oft ich daran denke.«

»Erzähle sie!«, riefen die anderen Gäste.

»Wenige Wochen vor der Zeit, zu welcher ich so dumm war, mich erwischen zu lassen, was mich auf die Galeere brachte, saß ich um Mitternacht mit meinen Kameraden in einer Räuberschenke im Wald bei Rochelle. Bei uns war auch ein Lump aus der Stadt, der den Verkauf der von uns geraubten Sachen besorgte und dabei seinen eigenen Vorteil nicht vergaß. So oft nun einer von uns einen Verdacht an seiner Ehrlichkeit äußerte, pflegte er immer seine Unschuld mit den Worten zu beteuern. ›Der Teufel soll mir die Nase schnäuzen, wenn es nicht wahr ist!‹ In der nämlichen Nacht fluchte er wenigstens zwanzig Mal mit diesen Worten, bis dem Teufel die Geduld ausging, der plötzlich durch den Kamin herunterrutschte, mit einer glühenden Feuerzange des Fluchers Nase packte, ihn so um den ganzen Tisch herumführte, und dann wieder durch

den Schornstein hinausfuhr. Im ersten Moment hielten einige den Spaß für die Privatrache eines Kaminfegers. Aber die meisten hatten die Hörner und Bocksfüße des Teufels so deutlich gesehen, dass an seiner Person nicht zu zweifeln war. Der arme Bursche musste ein paar Pfund Salben auf seine Nase schmieren, bis er seine Schmerzen verlor. Das Brandmal aber blieb ihm noch bis zu seiner Standeserhöhung.«

»Was ist er denn geworden?«, fragte Lucia. »Er wurde gehängt!«, antwortete Manfred trocken, was ein allgemeines Gelächter erregte.

»Bei der ganzen Nasengeschichte wundert mich nur«, fuhr Manfred fort, »dass der Teufel diese Retourfahrt nicht benutzte, um wenigstens einen von uns mitzunehmen.«

»Dies wär ein überflüssiges Reisegepäck gewesen«, bemerkte Robert lachend, »das schon auf eigene Kosten zur gelegenen Zeit nachfolgt. Deswegen halte ich auch den Teufel nicht für so dumm, einen Vertrag mit einem Menschen einzugehen, ihn so und so viele Jahre mit allem zu bedienen, was er sich wünscht, und im Gegenzug seine Seele einfordert. Solche Seelen kommen nach und nach schon von selbst zum Teufel und ersparen ihm alle Kosten und Mühen.«

Solche frevelhafte Gespräche wurden noch bis zum Anbruch des Tages geführt.

Ein Postillion aus dem Marstall kam angeritten, mit einem kurzen Brief an Robert von seinem Vater, dem König. Dieser trug ihm auf, noch am Morgen zu einer wichtigen Unterredung zu ihm kommen.

»Ein Vater ist bisweilen etwas recht Lästiges«, äußerte Manfred, »wenn er überall mit sogenannten guten Lehren in den Weg tritt. An deiner Stelle ...«

»Würdest du ihn aus dem Wege räumen, nicht wahr, Man-

fred?«

»Gewiss.«

»Ich dachte auch schon oft daran, und ich wäre sehr geneigt, mit eigener Hand mich zu einer Doppelwaise zu machen, da ich die zwei Personen wie die Pest hasse, die sich meinen Vater und meine Mutter nennen. Aber dann müsste ich König werden, und das mag ich nicht. Eben so wenig Lust habe ich, mein Königreich zu verschenken.«

»Aber warum willst du denn nicht König werden?«

»Weil ich dann mein bisheriges Leben nicht fortführen könnte, ohne fortwährend im Krieg mit den Nachbarstaaten verwickelt zu sein oder von meinem eigenen Volk umgebracht zu werden. Bisher erhielten die meisten, die durch mich verletzt wurden, eine reichliche Vergütung durch den König. Freilich kann er jenen, die ich getötet habe, kein neues Leben verleihen. Das tut aber nichts, es gibt immer noch Leute genug. Ich führe lieber als Königssohn mein bisheriges Treiben fort, als die Pflichten eines Königs zu erfüllen. Und nun lebt wohl! Im Paradies sehen wir uns wieder.«

Paradies nannten diese verruchten Bösewichter ihre Mörderhöhle.

Fünf Minuten später sprengte Robert der Residenz zu.



### Kapitel 3 - Heiratsangelegenheiten



er König empfing seinen Robert mit ernster Miene. Er saß vor einem Marmortisch, über welchen eine Decke von grüner Seide gebreitet war. Eine breite Bauschung mitten auf diesem Tisch ließ Sachen vermuten, von einem dichten schwarzen Schleier verhüllt.

»Du siehst heute sehr blass aus, Robert?

»Ich habe wenig und schlecht geschlafen.«

»Warum?«

»Vermutlich deswegen, weil ich gestern im Wald zu lange und zu eifrig jagte.«

»Wer war im Jagdschloss in deiner Gesellschaft?«

»Die fremden Edelleute und Damen, die schon lange meine Gäste sind.«

»Sei vorsichtig, Robert! Es sind mir schon verschiedene, sehr unliebsame Nachrichten über sie zu Ohren gekommen.«

»Pah! Neid! Weiter nichts!«

»Wollte Gott, dass ich mich täusche! Aber ich fürchte, dass diese Nachrichten wahr sind.«

Der König zog den schwarzen Schleier weg, schaute Robert mit einem durchdringenden Blicke an, und fragte ihn: »Kennst du diese Gegenstände?«

»Ei, mein Hut und mein Mantel!«

»Hast du beide gestern getragen?«

»Ja, auf der Jagd.«

»Auf welche Art hast du sie verloren?«

»Ein Blitz schlug neben mir in eine Tanne ein. Mein Pferd wurde scheu, stolperte, stürzte, und schleuderte mich über seinen Kopf. Auf diese Weise muss ich Hut und Mantel verloren

haben.«

»In welcher Gegend geschah dies?«

»Nicht weit vom Anfang der Schlossallee.«

»Sonderbar! Gerade in entgegengesetzter Richtung, zwei Stunden seitwärts, hat heute zwischen zwei und drei Uhr morgens ein Waldhüter diesen Hut und diesen Mantel auf einer Lichtung des Waldes auf einem Aschenhaufen zwischen halb vermoderten Menschengelassen gefunden.«

»Das ist allerdings sonderbar!«

»Du erschrickst nicht einmal darüber?«

»Erschrecken? Das ist ein Gemütszustand, den ich nicht kenne.«

»Wie war es möglich, dass dein Hut und Mantel so weit weg an eine so verdächtige Stelle kamen?«

»Das weiß ich nicht. Vermutlich hat sich der Teufel als Robert der Teufel verkleidet, wie mich das dumme Volk nennt, um allerlei böse Streiche zu verüben, die dann mir aufgebürdet werden.«

Der König schüttelte den Kopf. »Man hat mich auch gewarnt, dass du nach der

Krone strebst und mir und der Königin nach dem Leben!«

Robert lachte laut auf. »Glaubt das ja nicht! Ich bin recht froh, kein König zu sein, und mag auch kein König werden. Als solcher hätte ich besondere Pflichten und ich bin ein entschiedener Feind von Pflichten.«

»Das ist eine abscheuliche Ansicht!«

»Geschmackssache! Von dieser Verleumdung war auch gestern in meinem Jagdschloss die Rede, und meine Gäste hielten mir so langweilige Moralpredigten, dass nur meine Rücksicht auf Gastfreundschaft mich abhielt, sie alle mit meinem Schwert zum Tor hinauszujagen.«

Der König machte eine ungläubige Miene und fuhr fort: »Du bist jetzt 20 Jahre alt.«

»Das hat mir meine Amme schon gesagt.«

»Ich bin gewillt, dich in Gegenwart der Edlen meines Königreiches zum Ritter zu schlagen.«

»So!«

»Bei dieser feierlichen Handlung wirst du schwören, dein Schwert nur für Gott und die gerechte Sache zu ziehen, bedrängte Witwen und Waisen zu beschützen.«

»Schon genug! Ich will nicht schwören.«

»Warum?«

»Weil man mir auf mein Wort glauben muss.«

»Dann kannst du auch den Ritterschlag nicht erhalten.«

»Macht nichts! Deshalb bin ich doch von höherem Rang als jeder Ritter und gedenke, noch manchen Ritter zu schlagen, ohne selbst ein Ritter zu sein!«

»Du gehst auch nie in die Kirche.«

»Fremde Andacht stört mich. Wenn ich beten wollte, würde ich allein beten. Aber ich will nicht beten.«

»Du wirst es noch bitter bereuen!«, sagte der gute König, tief betrübt über die gottlosen Äußerungen seines einzigen Sohnes.

»Reue ist mir so unbekannt wie die Furcht.«

»Vielleicht kann eine schöne und tugendhafte Gemahlin durch ihre zärtlichen Ermahnungen und durch ihr gottseliges Beispiel deine Besserung bewirken, und deine Seele vom ewigen Verderben retten.«

»Möglich, wenn sie lange genug lebt und ihr die Geduld nicht ausgeht.«

»Bist du also geneigt, in den heiligen Ehestand zu treten?«

»Heilig! Was ist heilig! Lasst diese Redensarten und sagt



ganz einfach, dass ich eine Frau bekommen soll!«

Der König seufzte.

»Ist sie schön, reich? Wer ist sie?«, fragte Robert.

»Sie ist die einzige Tochter des Königs von Provence, Irmengard, von himmlischer Schönheit, wenn man dies ohne Sünde sagen darf, von seltener Weisheit, selbst prophetischen Geistes und so tugendhaft, dass sie sogar im Ruf der Heiligkeit steht.«

»Das ist mir der unangenehmste Geruch, und die geringste Blume in meinem Wintergarten duftet lieblicher. Nun, ist diese Betschwester nur einmal 4 Wochen lang meine Frau, so wird sie den Ruf der Heiligkeit schon verlieren.«

»Sprich nicht so verruchte Worte über heilige Dinge und über eine so hohe Prinzessin, welche außer den herrlichen Gaben der Tugend und Schönheit auch einen solchen köstlichen Schatz von Gold und Edelsteinen mitbringt, dass man ein Kaisertum damit kaufen könnte.«

»Das ist ein Schatz, den ich gerne heirate.«

»Mein Hofmaler erwartet dich im Malersaal, um dich zu malen. Dein Bildnis werde ich mit einer prächtigen Gesandtschaft an den königlichen Hof von Provence senden, an deren Spitze mein vornehmster Hofbeamter um die Hand der Prinzessin für dich werben soll.«

Robert schien in Gedanken verloren zu sein und erwiderte:  
»Wenn die Prinzessin nur schon da wäre!«

»Du sehnst dich nach ihr?«

»Ja, ich muss es gestehen.«

»Oh, das ist ein gutes Zeichen!«

Wie sehr täuschte sich der gute König und arme Vater über die Gesinnungen seines Sohnes. Er hatte allerdings Sehnsucht nach der Prinzessin, aber nicht, um sie zu heiraten, sondern sie unterwegs, mithilfe aller seiner Raub- und Mordgenossen, in

völliger Vermummung, samt ihren mitgebrachten Schätzen zu entführen, des Nachts in das Jagdschloss, Paradies genannt, zu schleppen, und ihr ganzes Gefolge umzubringen und die Entführung nicht unbemerkt von diesem geschehen zu lassen. Robert wollte seinen Hut und Mantel nehmen, die auf dem Tisch lagen, um sich zu entfernen. Der König aber hielt ihn davon ab, indem er ausrief: »Berühre diese Sachen nicht mehr, die ohne Zweifel seit der vergangenen Nacht in Teufelhänden gewesen sind. Sie sollen in Gegenwart meines Hofkaplans verbrannt werden.«



## Kapitel 4 - Ein Volksaufstand



n dessen ließ sich ein dumpfes Geschrei von der Straße her vernehmen, das immer lauter wurde, je näher es dem Residenzschloss kam.

»Was soll das bedeuten?«, fragte der König besorgt und trat an ein Bogenfenster.

»Raufhändel!«, meinte Robert.

Ein alter Diener der königlichen Burg stürzte leichenblass herein und rief: »Allergnädigster König! Ein Volksaufstand!«

Nach diesen Worten eilte er wieder jammernd zur Tür hinaus. Die Menschenmenge auf dem freien Platz vor der Residenz schwoll immer mehr an. Als Robert ans Fenster trat, erhob sich ein wildes Geschrei und geballte Fäuste drohten ihm. Er blieb furchtlos stehen und warf ihnen vernichtende Blicke zu, wodurch er die Flamme des Aufruhrs noch immer ärger schürte.

Hofdiener kamen hastig und sprachen: »Das Volk verlangt ungestüm, mit dem Könige zu reden, da sich etwas Schreckliches ereignet habe.«

»Was denn?«

»Das soll niemand erfahren, als der König allein. Die Leute stoßen die größten Verwünschungen aus.«

»Gegen ihren König?«

»Nein, gegen ...«

»So sprich!«

»Gegen den Prinzen Robert!«

»Siehst du!«, sagte der König mit einem Blick stillen Vorwurfs zu ihm.

»Was ist jetzt zu tun? Lasst mich an die Spitze Eurer Leibwache treten, und in kurzer Zeit den Platz da unten von dem auf-

rührerischen Gesindel säubern, dass nur noch die Leichenträger zu tun haben.«

»O nein! Ich liebe mein Volk, und mein Volk liebt mich!« An einen Diener gerichtet fügte er hinzu: »Sag den Leuten, sie sollen Abgeordnete aus ihrer Mitte wählen und zu mir senden, ich sei bereit, mit ihnen zu sprechen!«

Bald darauf traten vier Männer in das Gemach, verbeugten sich vor dem König, warfen aber scheue Blicke auf Robert und schauten sich einander verlegen an.

»Wollt ihr vielleicht mit mir allein sprechen?«, fragte der König.

»Ja, lieb wär's uns freilich«, meinte der Wortführer.

»Warum?«

»Offenherzig gestanden, weil wir eine Beschwerde gegen den Herrn Prinzen da vorzubringen haben.«

»Wie? Gegen mich?«, sagte Robert mit ruhiger Miene.

»Ja, gegen Euch.«

»Nun, dann bleibe ich da, um mich vor meinem König und Herrn in eurer Gegenwart zu verantworten. Sprecht frei aus, was ihr auf dem Herzen habt, gerade so, als könnte ich kein Wort davon hören. Ich bin überzeugt, dass ihr eine bessere Meinung von mir mitnehmen werdet, als ihr vorher gehabt hattet.«

Der Sprecher der Beschwerdeführer nahm all seinen Mut zusammen und begann: »Allergnädigster König! Es ist Euch wohl bekannt, wie viele Klagen und Unruhen in dieser Stadt und im ganzen Land wegen des Lebens und Treibens des Prinzen Robert bereits entstanden sind sowie auch mit aufrichtigem Dank allgemein anerkannt wird, wie gern die königliche Güte in solchen Fällen Entschädigung gewährt hat, wo eine Entschädigung möglich gewesen ist. Vor einer Stunde aber ge-

schah etwas so Entsetzliches, das die ganze Stadt in äußerster Bestürzung ist. Die hübsche und reiche, mit einem geachteten Wechselherrn verlobte Kaufmannstochter, Jungfrau Agathe Bolienne, ist mit ihrer Zofe spazieren gegangen, mit der Bemerkung, dass sie spätestens in einer halben Stunde wieder heimkommen werde. Zwei ehrbare Bürger sahen sie in den Wintergarten des Prinzen gehen. Sie warteten lange Zeit, ohne dass sie diese wieder herausgehen sahen. Holzfäller fanden im Gebirge nicht weit hinter dem Wintergarten die Leichen Agathes und ihrer Zofe mit abgeschnittenen Hälsen und brachten sie auf einer aus Baumästen bestehenden Tragbahre in das elterliche Haus. Der Jammer darüber ist unbeschreiblich.«

»Und diesen Doppelmord soll vielleicht ich verübt haben, der sich seit dem frühen Morgen in der Residenz beim König befindet?«, fragte Robert lächelnd und im sanften Ton.

»Dies können wir allerdings nicht direkt behaupten, wohl aber, dass schon viele Personen aus der Stadt, insbesondere aber durchreisende Fremde, diesen Wintergarten besucht haben und nicht mehr zurückkehrten.«

»Es ist ja niemand gezwungen, hineinzugehen. Wer sich fürchtet, der bleibe von ihm fern. Das ist Geschwätz alter Weiber. Es steht jedermann frei, alle Winkel meines Paradieses zu durchsuchen. Kein Mensch wird etwas Verdächtiges darin finden. Leider ist es schon zur Gewohnheit geworden, bei allen Verbrechen zu sagen: ›Das hat Robert der Teufel getan!‹ Was aber die Ermordung dieser zwei Frauen betrifft, so will ich euch eine ganz andere Möglichkeit aufzeigen.

Wenn die Frauen angegeben haben, von ihrem Spaziergang spätestens nach einer halben Stunde wieder zurückkommen zu wollen, so konnten sie nicht in den Wintergarten gehen, der eine gute Stunde von der Stadt entfernt liegt. Ihre Eltern hätten

ihre junge Tochter nicht an einen geachteten Wechselherrn verloben sollen, an einen alten, reichen Geizhals. Der geheime Liebhaber des Mädchens ist, wie ich gehört habe, ein junger hübscher Mann namens Alland, Buchhalter in einem anderen Handelshaus. Agathes Eltern sollen nur nachforschen, ob ihnen nicht Geld und Kostbarkeiten entwendet wurden. Ist dies der Fall und Alland verschwunden, dann rechtfertigt sich mein Verdacht, dass er seine Geliebte überredet hat, so viel Wertvolles wie möglich einzustecken und mit ihm in ein fernes Land zu fliehen, um dort den ehelichen Bund zu schließen, den man ihnen hier verweigern würde. Wahrscheinlich hat Alland das Geld seiner Geliebten mehr geliebt als sie selbst und somit Agathe und ihre Zofe umgebracht und allein die Flucht ergriffen. Ich will dem Alland nicht unrecht tun: Es kann durchaus möglich, dass er noch hier ist, warum nicht. So ist es auch noch möglich, dass alle drei in die Hände der Raubmörder fielen, welche schon lange Zeit im Gebirge ihr Unwesen treiben, Alland entkam und die beiden Frauen wurden. Der König hat schon die größten Anstrengungen unternommen, um diese verfluchte Bande zu vernichten. Wie oft schon habe ich mein eigenes Leben dabei gewagt und Wunden davongetragen. Die blutigen Bestien scheinen wie Pilze aus der Erde zu wachsen. Wenn alle kampffähigen Männer von hier den Mut haben, einen allgemeinen Streifzug gegen sie zu unternehmen, so bin ich mit Freuden bereit, mich an die Spitze zu stellen und durch meine Tapferkeit zu beweisen, dass ich mit Ruhm und Ehre den Namen ›Robert der Teufel‹ trage.«

Der Wortführer und die übrigen drei Abgeordneten waren durch diese Ansprache ganz verblüfft, welche ihre Anklage konfus erscheinen ließ und widerlegte. Verlegen starrten sie den Boden an. Sie wussten nicht mehr, was sie sagen sollten.

Endlich nahm jener, der immer gesprochen hatte, wieder das Wort an sich.

»Es tut uns recht leid, gnädigster Prinz, dass Euch unrecht geschehen ist. Wir wollen die Sache jetzt noch genauer zu erforschen suchen.«

»Das hättet ihr zuvor tun sollen«, erwiderte der Prinz.

»Jawohl, allein der allgemeine Schrecken über dieses furchtbare Ereignis war zu groß, und das Verlangen des erbitterten Volkes zu dringend, als dass wir ohne Gefahr für unser Leben die Beschwerde zu stellen unterlassen konnten. Zürnt uns deshalb nicht, allergnädigster König und gnädigster Prinz!«

»Nicht im geringsten«, versetzte der König, »vielmehr freut es mich, dass ihr meinem Sohn Gelegenheit gegeben habt, euch eine bessere Meinung von seinem Charakter zu machen, als ihr bisher davon hattet. Sagt ergeben alles, was ihr nun gehört, euren Mitbürgern, meinen lieben Untertanen, die da unten auf euch warten, und ermahnt sie, ruhig nach Hause zu gehen, und künftig allen Beschwerden eine reifliche Überlegung vorausgehen zu lassen.«

»Gewiss, das werden wir tun. Wenn uns nun auch der gnädigste Prinz verzeihen möchte.«

»Gerne verzeihe ich euch euren allzugroßen Eifer, ihr lieben wackeren Leute!«, äußerte Robert freundlich lächelnd, »nennt mir eure Namen, damit ich euch gelegentlich Unterstützung erweisen und auf diese Art Böses mit Guten erwidern kann.«

Sie nannten ihre Namen und beteuerten wiederholt, wie unbegreiflich es sei, einen Prinzen von so edlen Gesinnungen so sehr falsch zu beurteilen.

Robert reichte jedem der vier Männer die Hand, worüber sie sehr entzückt waren, und wenige Worte genügten, dass die auf dem freien Platz vor der Residenz Harrenden sich entfer-

ten.

»Ich bin heute mit dir zufrieden, Robert!«, sagte der König mit heiterer Miene, als er mit seinem Sohn allein war.

»Ihr würdet es immer sein, wenn ich bei jeder Missetat, die man mir zur Last legt, eine solche Gelegenheit fände, mich zu verteidigen.«

»Geh setzt zum Hofmaler. Ich will nicht länger dein Glück verschieben.«

Robert entfernte sich mit einer Verbeugung. Während der ganzen Unterredung hatte er den König nicht ein einziges Mal *Vater* genannt.

Der König ging sogleich zur Königin, um ihr seine Freude über die Rechtfertigung Roberts mitzuteilen.

Am gleichen Abend waren alle Weinschenken in Arles von Bürgern überfüllt, die ihre Meinungen über das blutige Ereignis des Tages austauschen. Die angestellten Nachforschungen hatten wirklich erkennen lassen, dass Agathe eine Menge Gold und Kostbarkeiten aus dem elterlichen Hause mitnahm, dass Alland ihr geheimer Liebhaber, gleichfalls auch verschwunden, und Agathes Zofe nirgends zu finden war. Den vier Abgeordneten, die sich in vier verschiedene Schenken verteilten, gelang es, jeden Verdacht von Robert abzuwenden. Als aber der Tag anbrach, fand man jeden von ihnen erdrosselt und ausgeraubt vor der Tür seines Hauses.





## Kapitel 5 - Das Paradies



ine Stunde südlich der Hauptstadt Arles erhebt sich ein großes Felsengebirge, auf dessen Scheitel ungeheure und undurchdringliche Wälder liegen. Am Fuße dieses Gebirges hatte sich Robert einen prächtigen Wintergarten anlegen lassen, den er das Paradies nannte, eine halbe Stunde lang und eben so breit, mit Wänden und gewölbter Decke von venezianischem Glas auf schlanken Randsäulen von Erz. In diesem Wintergarten befanden sich Orangen-, Zitronen- und Dattelbäume, Palmen, Ziersträucher, die schönsten Blumen aller Art, kleine Wasserfälle, Springbrunnen, auf denen goldene Kugeln im Sonnenlichte funkelnd auf- und abhüpften, zierliche Statuen aus weißem Marmor, Irrgänge, kurz alles, was das Auge ergötzen konnte. Am Eingangstor verkündeten goldene Buchstaben auf einer Tafel aus Alabaster freien Eintritt in den Garten, mit der freundlichen Bitte um Schonung desselben.

Wenige Schritte vor diesem Tor stand ein hübsches, geräumiges Jägerhaus mit großen Stallungen, in welchem die Besucher des Paradieses Erfrischungen aller Art gegen billige Vergütung erhalten konnten. Den Hintergrund des Wintergartens bildete, in Felsen gehauen, eine Muschelgrotte mit Wasserkünsten. Auf einen Druck verschloss ein Vorhang von Wasser fünf Minuten lang, für jedes Auge unsichtbar, die Grotte, oder einzelne, an den Wänden angebrachte, groteske Köpfe spien Wasser, oder es kam ein Platzregen von unten herauf oder von oben herab. Wer immer nicht durchnässt werden wollte, flüchtete sich auf eine steinerne Bank, die ganz hinten in der Grotte unter einem schützenden Gewölbe stand, welches auf einer

ganz glatten Felsenwand ruhte.

Wer dieses Kunstwerk kannte, das keinem Zufall preisgegeben war, durfte nur sacht auf eine gewisse Stelle drücken, und mit der Schnelligkeit eines Blitzes drehten sich Wand, Bank und Boden, auf dem sie stand, völlig nach innen. Wer nun eben auf einer solchen Bank saß und nicht zu Roberts Raub- und Mordkumpane gehörte, die in den weiten, inneren Felsenräumen grausam hausten, fiel in ihre Gewalt, wurde ausgeraubt, auf alle Art misshandelt und oft unter den größten Martern ermordet. Das Licht des Tages sah ein solches Opfer nie wieder. Gewöhnlich warf man die Ermordeten in eine Kalkgrube, später wurde es für besserer gehalten, sie nachts durch einen geheimen Schacht in den Wald hinaufzuschaffen, um die Meinung zu verbreiten, dass sie die Opfer einer dort versteckten Räuber- und Mörderbande geworden seien. Ein solches Verschwinden der Bänke ließ sich aber nicht bloß von einer solchen Bank aus bewirken, sondern auch von innen auf beiden Seiten der Grotte, durch deren Muschelwerk man recht gut sehen konnte, wer auf der Bank saß und ob der Fang sich der Mühe lohne.

Die Arbeiter, welche diesen Kunstbau nach der Angabe und unter der Aufsicht Roberts ausgeführt hatten, durften während der ganzen Zeit das Jägerhaus nicht verlassen, wo sie, neben reichlichem Lohn, gute und kostenlose Verpflegung fanden. Es bedarf wohl keiner Bemerkung, dass alle Bediensteten im Jägerhaus zu Roberts verruchter Horde gehörten. Als die Arbeiter fertig waren, mussten sie im Wald oben einen Brunnen graben, angeblich um außerhalb des Paradieses, an der Seite einen mächtigen, künstlichen Wasserfall anzulegen. Zufällig aber, so sagte man wenigstens, wurden sie eines Tages alle durch einen Erdsturz verschüttet, als sie schon 30 Fuß tief

gegraben hatten. Dieser Erdsturz war ein Werk der Mörder, damit die Arbeiter die Geheimnisse des Paradieses nicht verraten konnten.

Am frühen Morgen des vorangegangenen Tages, an welchem das bereits genannte blutige Ereignis stattfand, saß auf der verhängnisvollen steinernen Bank in der Grotte des Paradieses die gleich einer Hofdame gekleidete Atalie, in einem Buch lesend, über welches sie oft erwartend in den Wintergarten hinausshielte. Plötzlich trat Agathe, an der Seite ihrer Zofe, die ein schweres Kästchen trug, mit verstörten Blicken in die Grotte, schaute forschend umher, erblickte Atalie, welche sie für eine vornehme Dame hielt, und verneigte sich vor ihr.

Atalie dankte ihr mit einer freundlichen Miene, und sagte: »Ich bitte um Vergebung. Suchen Sie nicht hier einen jungen Mann, der Sie zu sprechen wünscht?«

»Ja, so ist es!«

»Er war soeben da, in der Hoffnung, Sie bereits anzutreffen, ist wieder fort und versprach sogleich zurückzukehren.«

»Ich danke verbindlichst. Es ist aber doch sonderbar, dass er mir nicht begegnet ist!«

»Vermutlich ist er in den Irrgarten geraten. Er kann nicht lange ausbleiben. Nehmen Sie indessen Platz neben mir!«

»Mit wem hab ich die Ehre zu sprechen?«

»Ich bin eine Hofdame der Königin.«

»Ah! Eine große Ehre für mich!« Sie setzte sich neben Atalie.

»Vermutlich Ihre Zofe?«, fragte Atalie, ganz unbefangen mit ihrem Kopf auf jene deutete.

»Zu dienen.«

»Ei, Sie werden von dem weiten Weg auch ermüdet sein. Setzen Sie sich doch, wenn ihre Gebieterin es erlaubt.«

»O, recht gerne«, sagte Agathe, »wenn die gnädigste Hofda-

me nichts dagegen hat.«

»Im Gegenteil, sie entspricht dadurch ganz meinem Wunsch.«

Atalie sprach die Wahrheit. Sie wünschte sich das Kästchen.

Kaum hatte die Zofe auf der Bank Platz genommen, als sie sich im Innern der Mörderhöhle befanden, wo Agathe und ihre Zofe von den Unmenschen in Empfang genommen, entkleidet und an Pfähle gebunden wurden. Ihr Wehklagen war herzerreißend.

Auf der gewechselten Bank in der Grotte saß nun Lucia, ebenso gekleidet wie Agathe und in einem Buch lesend. Alland kam, voll sichtbarer Unruhe, Agathe nicht anzutreffen. Lucia benahm sich wie Atalie, aber der junge Mann wollte sich durchaus nicht setzen, sondern am Eingang der Grotte auf die Geliebte warten, vermutlich deshalb, weil er ihre Eifersucht befürchtete, wenn sie käme und ihn neben einer schönen Dame sitzen sähe. Lucia bangte, es könnte zufällig noch jemand kommen und dadurch ihr Plan vereitelt werden. Daher sagte sie nach einer kurzen Pause: »Mein Herr, Sie strengen Ihre Augen vergebens an!«

»Warum, meine gnädige Dame?«

»Dieses kleine Geheimnis«, antwortete sie mit dem freundlichsten Lächeln, »will ich Ihnen sogleich anvertrauen, wenn Sie den Mut haben, neben mir Platz zu nehmen.«

Die Neugier zog Alland auf die Bank, und auf der Stelle erfuhr er das Geheimnis, als die Bank auch mit ihm verschwunden und er entkleidet Agathe gegenüber ebenfalls an einen Pfahl gefesselt wurde.

»In dem Rock dieses Menschen«, sagte Klotar, »hab ich vier Rollen Goldstücke gefunden.«

»Leg sie in dieses Kästchen, das uns die schöne Jungfrau da

gebracht hat und voll Gold und Juwelen ist. Beide haben recht gut gestohlen - für uns. Die Aufteilung geschieht, wenn Robert kommt, der, wie ihr wisst, in seinem Jagdschloss den ganzen Plan entworfen hat.«

»Aber ich begreife nicht, dass beide gerade in das Paradies kamen.«

»Durch Briefe an ihn und sie, welche Roberts Amme kritzelte. Die Jungfrau forderte in ihrem Brief an den Geliebten diesen zur Flucht auf und verabredete sich mit ihm in der Grotte des Paradieses, weil sie in wenigen Tagen mit dem ehrwürdigen Wechselherrs getraut werden sollte, was gar nicht wahr ist. Vielmehr wollten die Eltern dieser Tage ihre Tochter mit der Einwilligung in ihre Vermählung mit ihrem Geliebten überraschen. In dem Brief des Geliebten an die Jungfrau, scheinbar mit einer vor Angst zitternden Hand geschrieben, versprach jener zu kommen. Wären nicht beide vor lauter Liebe blind gewesen, so hätten sie schon aus den Schriftzügen den Betrug erkennen müssen.«

Dies alles wurde in Gegenwart der drei Gefangenen gesprochen, und es lässt sich leicht denken, was sie dabei fühlen mussten. Die Reue, ihre guten Eltern bestohlen, verlassen und gekränkt zu haben, brach Agathe fast das Herz.

»Was geschieht denn jetzt mit diesen drei Personen?«, fragte Lucia.

»Umgebracht werden sie natürlich«, antwortete Manfred trocken, »wie unser Meister Robert für den Fall des Gelingens des Planes angeordnet hat. Der junge Mensch wird in die Kalkgrube geworfen, um für immer zu verschwinden. Die Leichen der beiden Mädchen wirft man eine halbe Stunde von hier in den Wald. Werden sie gefunden, so wird jedermann glauben, ihr Geliebter habe sie beide ermordet und mit ihrem

Geld die Flucht ergriffen.«

Diese Gefährdung seines Rufes presste dem Jüngling einen dumpfen Schrei aus.

»Was doch die Jungfrau eine feine Haut hat!«, äußerte Lucia.  
»Da hab ich eben einen recht guten Einfall, Manfred!«

»Welchen?«

»Du solltest ihr so viel Haut abziehen, welche für zwei Paar Handschuhe notwendig ist. Ein Paar für mich, denn als Hofdame der Königin«, fügte sie mit wildem Spottgelächter hinzu,  
»versteh ich mich recht wohl auf die feinen Handschuhe. Und das andere Paar für unseren lieben Robert, damit er seiner künftigen Gemahlin ein Geschenk damit machen kann.«

»Närrchen! Glaubst du denn, die Prinzessin werde Handschuhe von Menschenhaut tragen?«

»Das wird ihr auch nicht gesagt. Man gibt sie für höchst seltene indische Handschuhe aus.«

»Gut, das lässt sich hören! Gib mir ein scharfes Messer! Ich will gleich selbst die Haut ausschneiden.«

»Aus dem lebendigen Leibe?«

»Warum nicht? Mir tut dies nicht weh!«

»Oh, nicht deswegen. Die Haut vom lebendigen Leib wird zu spröde und lässt sich nicht gut verarbeiten.«

»Ja so!«

»Gedulde dich nur, bis sie tot ist. Es dauert nicht mehr lange.«

Diese schrecklichen Reden mussten die drei unglücklichen Opfer anhören.

Agathe bot ihr ganzes Vermögen für ihr, ihres Geliebten und ihrer Zofe Freilassung und versprach, Verschwiegenheit zu schwören.

»Du sollst dafür gezüchtigt werden, unverschämte Dirne!«,

schnaubte sie Manfred zornig an, dass du von unserem Verstand eine so schlechte Meinung hast.«

Er ließ sie vom Pfahl losbinden, auf den Boden legen, wie auch ihre Zofe und vor den Augen ihres Geliebten allen Miss-handlungen seiner Spießgesellen, unter dem teuflischen Gelächter der Mordgenossinnen, preisgeben. Hierauf zog sie Klotar bei den Haaren empor, schleppte sie zu Alland, welchem Manfred in die eine losgebundene Hand einen Dolch presste, den er, während Manfred seinen Vorderarm lenkte, in den Hals Agathes bis an das Heft stoßen musste. Um nicht zu viel Blut zu vergießen, erdrosselte Atalie mit einem Strick die Zofe, und Lucia den unartigen Jüngling, der sich in der Grotte nicht gleich neben hatte setzen wollen.

»Da nun alles genau so vollzogen wurde, wie es Robert befohlen hat«, sagte Manfred, »so werft diesen Burschen in die Kalkgrube und die zwei anderen Leichen in den Wald hinaus!«

Und alles war erledigt!

Auch die vier lieben, tapferen Leute waren erdrosselt worden, ohne dass Robert der Teufel die Residenz verlassen brauchte. Es genügte, dass er durch seine Amme den Spießgesellen durch die überall postierten Späher, die Namen der Todesopfer nannte und den Rachebefehl zu ihrer schleunigen Ermordung erteilen ließ. Denn die Amme war als eine gewandte Spionin und geübte Giftmischerin ein würdiges Mitglied der verruchten Mörderbande.



## Kapitel 6 - Prinzessin Irmengard



uf einer mit Blumen übersäten Wiese zwischen dem Strand des Meeres und dem waldigen Hohlweg, der zu einem, auf einer Anhöhe gelegenen Lustschloss des Königs von Provence führte, vergnügte sich an einem sonnigen Abend die tugendhafte und bezaubernd schöne Königstochter Irmengard, von vier Gespielinnen umgeben, mit Ballspielen, worin sie sehr begabt war. Sie konnte herzlich lachen, so oft der Ball, von einem dieser Fräuleins geworfen, sie nicht traf, und die Werferin dann neugierig schaute, ob es ihrer Nachbarin nicht ebenso erging.

»Ihr werdet sehen«, sagte die Prinzessin während einer Ruhepause, »dass mir heute noch etwas Unangenehmes begegnet, da ich so fröhlich gestimmt bin. Denn das Leid steht der Lust sehr nahe. Niemand weiß, was ihm der nächste Augenblick bringt. Aber deshalb muss man sich keine Sorgen machen, sondern nur fest auf Gott vertrauen, der alles zu unserem Besten lenkt.«

Die Damen pflückten schöne Blumen, wanden Kränze, und hingen diese an die Büsche am Rande der Wiese. Dann setzten sie das Ballspiel fort. Da schnellte eine von den Damen den Ball in Richtung der Prinzessin so hoch und weit, dass diese, immer aufwärts schauend, schnell in Richtung des Hohlweges laufen musste, um den sinkenden Ball noch in der Luft zu erreichen und zurückzuwerfen.

Plötzlich hörte sie hinter sich ein durchdringendes Geschrei ihr Gefährtinnen. Bestürzt schaute sie sich um, sah sie die Hände ringen, vorwärts deuten und hörte sie dabei fortwährend laut rufen: »Hilfe! Hilfe!«



Die Prinzessin konnte die Ursache dieser schnellen und ängstlichen Flucht ihrer Damen nicht begreifen und blieb stehen. Da hörte sie hinter sich ein heiseres Schnauben immer näher kommen, wendete den Kopf und erblickte mit Schrecken einen großen, grimmigen Wolf, der mit offenem Rachen, die Zähne fletschend, mit herausragender gekrümmter, blutroter Zunge, vom Hohlweg her auf sie zusprang. Sie konnte nicht fliehen. Die Angst lähmte ihre Füße, es wäre auch gar nicht möglich gewesen, denn der Wolf, kaum mehr 40 Schritte von ihr entfernt, würde sie bald eingeholt und zerrissen haben. Sie blieb also ruhig stehen, faltete ihre zarten Hände und flehte andächtig: »Mein Gott, steh mir bei!«

In diesem Augenblick hörte sie eine Armbrust knacken und einen Bolzen schwirren, der dem Ungetüm mitten durch das Herz fuhr, dass es zu Boden stürzte und nach wenigen Zuckungen verendete. Mit Freudentränen in den Augen dankte die Prinzessin Gott für ihre wunderbare Rettung, kniete mit den vier Fräuleins, die blass und atemlos herbeikamen, auf den Boden und verrichtete mit ihnen voller Andacht ihr Dankgebet. Dann erhob sie sich mit den Damen, schaute verwundert ringsumher und sagte: »Ich möchte doch wissen, wer mich gerettet hat, um meinem Retter gebührend zu danken und meinen königlichen Vater um eine Belohnung für ihn bitten zu können.«

Kaum hatte sie diese Worte gesprochen, als seitlich vom Hohlweg ein Ritter aus dem Wald trat, mit einem prächtigen arabischen Schimmel, dessen Zügel er um seinen linken Arm geschlungen hatte, leicht gerüstet, mit Lanze, Schild und Schwert, eine Armbrust über der Schulter. Der Bolzenköcher hing am Sattel. Er war ein schöner, schlanker Jüngling von 22 bis 23 Jahren, mit dunkelblonden Haaren, großen blauen Au-

gen, sanft gebogener Nase und einer offenen, freundlichen, alle Herzen gewinnenden Miene.

Mit freudigem Erstaunen sah ihn die Prinzessin näherkommen und blieb mit ihren Gespielinnen stehen, um ihn würdig zu empfangen.

In einer Entfernung von drei Schritten verbeugte sich der Ritter voller Anstand und sprach mit einer süßen und wohlklingenden Stimme: »Edle Damen! Ich kann Gott nicht genug danken, dass er mich Unwürdigen dazu auserkoren hat, durch einen glücklichen Schuss Euch das Leben zu retten.«

»Ich finde nicht genug Worte, edler Ritter, meinen Dank für meine Rettung auszudrücken. Wie kann ich Euch dafür belohnen?«

»Durch die Gewährung der inständigen Bitte, mich in Euer andächtiges Gebet einzuschließen.«

Diese Bescheidenheit und Frömmigkeit des unbekanntenen Retters gewann ihm die herzliche Neigung der Prinzessin, welche so viele andere Ritter oft nur mit erlogenen Heldentaten prahlen hörte. Auch gefiel es ihr ganz besonders gut, dass er nicht ihre Schönheit rühmte, was wohl jeder andere Ritter an seiner Stelle getan hätte, indem sie hieraus erkannte, dass er ihr in seinem Innern wohl einen viel höheren Wert zutraue, als die vergängliche irdische Schönheit.

»Darf ich Euch um Euren Namen bitten, edler Ritter?«

»Ich bin Florestan, Ritter vom heiligen Grab, komme aus dem Gelobten Land zurück, um in Frankreich Kriegsdienste zu suchen, und habe ein Empfehlungsschreiben bei mir von Adelard, dem Patriarchen von Jerusalem, an den König von Provence.«

»Also an meinen Vater?«

»Wie? Ihr seid die Prinzessin ...«

»Irmengard, die einzige Tochter des Königs von Provence.«

»So empfangt meine ehrerbietigste Huldigung, königliche Prinzessin! Wie wenig auch dieser Ort sich dazu eignen mag, obgleich Ihr unter diesen schönen Blumen eine dem Himmel entschwabte Lilie mir zu sein scheint, als ich Euch im Dankgebet zwischen ihnen knien sah.«

Die Prinzessin errötete, freute sich aber innerlich über dieses zarte und sinnige Lob.

»Ich will Euch nun, nebst meinen Damen, zu meinem Vater, dem König, geleiten, Ritter Florestan, Euch als meinen Retter vorstellen und so persönlich zur besten Wirkung des Empfehlungsschreibens beitragen, das Ihr meinem Vater zu überreichen gedenkt.«

Und die Prinzessin ging mit den Damen und dem Ritter durch den Hohlweg in das Lustschloss hinauf. Der König und die Königin empfingen den Lebensretter ihrer Tochter auf die herzlichste Weise und luden ihn ein, solange es ihm beliebt, als werter Gast am Hof zu verweilen. Florestan überreichte dem König das Empfehlungsschreiben des Patriarchen von Jerusalem.

»Es freut mich sehr«, sagte der König, indem er das Schreiben entfaltete, »dass mein lieber Freund Adelard, dieser heilige Mann, meiner gedenkt.« Der Inhalt lautete wie folgt:

*»Großmächtigster König!*

*Mein lieber Freund in Christo dem Herrn!*

*Ich grüße und segne Dich! Deinem königlichen Wohlwollen empfehle ich inständig den Überbringer dieses Briefes, Florestan, Ritter vom heiligen Grab, einen ebenso tugendhaften als tapferen Jüngling, der wunderbare Siege über die Ungläubigen erfochten und zugleich als ein geschick-*

*ter Kriegsmeister den größten Ruhm sich erworben hat. Er will Kriegsdienste in Frankreich suchen. Sein Schwert ist alles, was er besitzt an irdischen Gütern. Aber er zieht es nur immer für Gott und die gerechte Sache und bleibt immer Sieger durch die Gnade Gottes. In der nächsten Woche reise ich von Jerusalem ab und begeben mich nach Paris, um mit dem König daselbst in wichtigen Angelegenheiten des Gelobten Landes zu sprechen. Auf meinem Weg dahin werde ich dich besuchen und einige Tage bei dir bleiben, wenn ich mit des Himmels Beistand glücklich in Toulon landen werde. Gott sei mit dir und deinem ganzen Hause!*

*Adelard,*

*Patriarch von Jerusalem.*

Der König nickte dem Ritter Florestan freundlich zu, gab den Brief der Königin, damit sie ihn lese, und sprach: »Nur aus Achtung vor Eurer Bescheidenheit, edler Ritter! Die ihr mit Euren übrigen Vorzügen vereinigt, hab ich den Brief nicht laut vorgelesen, der voll Eures Lobes ist. Mit wahrer Herzensfreude las ich darin die Nachricht, dass mein Freund Adelard mich demnächst auf seiner Durchreise besuchen wird. Auch war es für mich ein großer Trost, eure Kriegskennntnisse von ihm angerühmt zu finden. Denn ich bin zurzeit in einer sehr bedrängten Lage.«

»Wodurch?«, fragte Florestan mit allen Zeichen der innigsten Teilnahme.

»Der mächtige Herzog von Languedoc, dem ich die Hand meiner Tochter Irmengard, meines einzigen Kindes, versagte, weil ich erfuhr, dass er ein sündhaftes Leben führt, und nur mein Königreich an sich reißen will, ist mit einem überlegenen

Heer in mein Land eingefallen, verwüstet es mit Feuer und Schwert und hat schon drei große Siege über die Meinen erfochten, die dadurch um so mehr entmutigt wurden, als vorgestern mein tapferer Oberfeldherr in der Schlacht sein Leben verlor. Im Vertrauen auf die Empfehlung meines Freundes Adelard ernenne ich Euch, Ritter Florestan, zum Oberfeldherrn meines Heeres, dem ich Euch morgen persönlich vorstellen werde.

Florestan war ganz bestürzt und antwortete nach einer tiefen Verbeugung: »Allergnädigster König! Ich danke Euch für dieses allzu gütige Vertrauen. Ich würde mich glücklich geschätzt haben, als einfacher Ritter für Euch zu kämpfen, aber diese hohe Würde wag ich nur anzunehmen, wenn Ihr mir erlaubt, eine Ansprache an das Heer nach meinem Gutdünken zu halten.«

Der König gewährte diese Bitte.

Nach der königlichen Abendtafel, zu welcher Florestan geladen war, welcher der Prinzessin Irmengard gegenüber saß, spielte ein junger Hofkavalier die Laute und sang dazu ein sittsames Minnelied. Dann reichte er die Laute dem Ritter Florestan in der Absicht, ihn dadurch in Verlegenheit zu bringen. Aber Florestan nahm die Laute, griff meisterhaft in ihre Saiten und sang mit einer wunderschönen Stimme ein Loblied der Heiligen Jungfrau Maria, das allgemeinen Zuspruch fand, und das Herz der Prinzessin gewann. Dringend ersucht, noch ein Lied vorzutragen, besang er, aus dem Steggreif dichtend, die Rettung des Vaterlandes, Sieg oder Tod für Gott, dem König und die Ehre. Er sang mit einer Begeisterung, die alle Herzen erschütterte, und alle Augen der Anwesenden mit Tränen füllte. Der König umarmte ihn, die Königin und Irmengard reichten ihm die Hand.

Am folgenden Tag wurde Florestan im Lager des Königs seinem Heer als neuer Oberfeldherr vorgestellt. Da gab es hingegen viele verdrießliche Gesichter. Von seinem Ross herab hielt Florestan mit kräftiger, weithin schallender Stimme, folgende Ansprache.

»Tapfere Krieger! Euer allergnädigster König hat mich, wie ihr so eben vernommen, zu euerm Oberfeldherrn ernannt. Mit Gottes Hilfe werden wir den übermütigen Feind schlagen. Ich will an eurer Spitze kämpfen, und nicht eher das Schwert in die Scheide stecken, bis kein Feind mehr den Boden eures Vaterlandes entweiht. Sobald dieses Ziel erreicht ist, leg ich meine Stelle als Oberfeldherr wieder in die Hände des Königs, damit er sie dem Würdigsten unter euren höheren Befehlshabern verleihen möge!«

Das ganze Heer jauchzte dem neuen obersten Führer Beifall zu, und die verstimmten Gesichter hellten sich auf. Florestan durchritt alle Stellungen und Vorposten mit dem König, der sodann in sein Schloss zurückkehrte. Noch zur selben Stunde traf Florestan alle zu einer Hauptschlacht nötigen Vorkehrungen, die unaufhaltsam war. Vor dem Beginn der Schlacht betete er mit seinem ganzen Heer auf den Knien. Dann ließ er zum Angriff blasen und erfocht den ruhmvollsten Sieg, der mit der vollständigen Niederlage des Feindes endete. Mitten im Schlachtgewühl kämpfte er Mann gegen Mann mit dem Herzog von Languedoc, den er mit eigener Hand gefangen nahm. Das ganze feindliche Lager mit einer unermesslichen Beute fiel in die Hände der Sieger.

»Tötet mich«, rief der Herzog, »nur führt mich nicht im Triumph in die Hauptstadt!« »Keines von beiden«, erwiderte Florestan, »gelobt mit herzoglichem Wort und Handschlag, alle Kriegskosten zu bezahlen, alle durch Eure Krieger veranlass-

ten Schäden zu vergüten, alle Gefangene freizugeben ohne Lösegeld, und nie wieder einen Angriffskrieg gegen den König von Provence zu unternehmen, dann möget Ihr, vorbehaltlich der Genehmigung des Königs, an den ich sogleich einen der höheren Befehlshaber als Eilboten senden werde, ungehindert und ohne Lösegeld in Euer Herzogtum zurückkehren.«

Der Herzog willigte in alles ein und rückte vom Schlachtfeld ab, als noch am gleichen Tag nachmittags die Genehmigung des Königs eintraf, mit großem Danke von Florestan, welcher das siegreiche Heer im Lager ausruhen, herrlich bewirten, übernachten und am anderen Tag durch den Ältesten der höheren Befehlshaber feierlich in die Residenzstadt geleiten ließ. Er selbst begab sich allein auf einem ganz anderen Weg dahin und sogleich in ein kleines, abgelegenes Kirchlein, um vor allem Gott zu danken für den gnädig verliehenen Sieg. Sein Empfang am Hof war ein eben so festlicher, als herzlicher. Die Prinzessin Irmengard wand, nach Anordnung ihres königlichen Vaters, in Gegenwart des ganzen Hofes einen Lorbeerkranz um seine Schläfen. Wie er es bereits vorher gesagt hatte, legte er die Stelle eines Oberfeldherrn nieder, um dem Neid vorzubeugen.

»Eure Belohnung will ich mir vorbehalten, Ritter Florestan!«, sagte der König, »sie soll Eurer mir geleisteten Dienste und meines Dankes würdig sein. Bleibt inzwischen mein vertrauter Freund!«

Die Siegesfestlichkeiten am Hofe dauerten vierzehn Tage lang und wurden zuletzt durch die freudenvolle Ankunft des Patriarchen von Jerusalem gekrönt.



## Kapitel 7 - Das Bildnis des Robert des Teufels



Der Hofmaler des Königs von Burgund hatte das Bildnis Robert des Teufels vollendet. Es war entsprechend ähnlich, nur die Augen fehlten. Schon so der nächsten Stunde wollten die königlichen Eltern kommen, um es anzusehen. Wie oft er es auch versucht hatte, sie zu malen, es war ihm nie gelungen. Noch einmal setzte er seinen sonst so gewandten Pinsel an, vergebens! Unwillig warf er ihn auf den Tisch und rief: »Es brennt ein ganz eigentümliches, seltenes und unheimliches Feuer in den Augen Robert des Teufels, das ich durch keine Farbe darzustellen vermag. Wie ist es möglich, dass gerade an diesen Augen meine ganze Kunst scheitert?«

»Das ist eben der Teufel!«, rief hinter dem Maler eine Stimme mit kreischendem Lachen.

Erschrocken schaute dieser um, und sah Roberts Amme.

»Ohne Zweifel habt Ihr meine Worte gehört«, sagte er, »und kennt also meine Verlegenheit.«

»Ich hab mir's schon zuvor gedacht, dass Ihr die Augen nicht zustande bringt. So etwas geht nicht so leicht.«

Sie zog aus ihrem schwarzen, weiten Faltenkleid ein weißes Büchlein, öffnete ein Klappdeckelchen, hielt eine feuerfarbene, schimmernde Flüssigkeit dem Maler hin und sprach. »Taucht die äußerste Spitze eures Pinsels in diese Flüssigkeit, vermischt sie mit den Farben, welche ihr für die Augen bestimmt habt, und malt dann frisch darauf los! Es wird dann schon gehen.«

Der Maler vollzog diesen Rat, und in wenigen Minuten waren die Augen so gut getroffen, dass der Künstler mit seinem



Werk vollkommen zufrieden war und die Amme ihre größte Freude darüber äußerte.

»So ist's recht!«, rief sie, in die Hände klatschend, »so ist's recht! Ganz wie er leibt und lebt, der gute Robert! Seine Braut wird sich in dieses Bildnis nicht wenig verlieben, hi, hi, hi!«

Mit grellem Gelächter verließ sie das Gemach, in welches bald darauf Roberts Eltern traten, die große Ähnlichkeit lobten, aber innerlich doch keine rechte Freude daran hatten.

Mit diesem Bildnis in prachtvollstem Rahmen schickte Roberts Vater den vornehmsten Edelmann am Hofe nebst einem zahlreichen und prächtigen Gefolge zu dem König von Provence, mit dem Auftrag, um die Hand der Prinzessin Irmengard für Robert zu werben.

Der König von Provence empfing die Gesandtschaft feierlich in seinem Thronsaal, auf dem Thron sitzend zur Rechten der Königin, neben welcher Irmengard saß und umgeben von allen Großen des Reiches und allen hohen Personen seines Hofes, unter denen sich auch der Patriarch von Jerusalem und Florestan, der »Freund« des Königs, befanden. Der Großbotschafter hielt eine feierliche Ansprache an den König, die er mit der Werbung um die Hand der Prinzessin Irmengard schloss, indem er zugleich Roberts Bildnis überreichte.

Der König erwiderte: »Meldet meinem lieben Herrn Bruder, dem König von Burgund, meinen innigsten Dank für das ehrenvolle Vertrauen, das ich in dieser Werbung um die Hand meiner Tochter erkenne, zugleich aber auch mein tiefstes Bedauern, diesem Wunsche nicht entsprechen zu können, da ich, mit Zustimmung meiner viel geliebten Frau Gemahlin, der Königin, über die Hand meiner geliebten Tochter, der Prinzessin Irmengard, bereits verfügt habe.«

Allgemeines Erstaunen. Irmengard zitterte und erblasste,

Florestan rang sichtbar nach Fassung. Beide hatten eine so schnelle Trennung ihrer sich liebenden Herzen nicht geahnt.

Der Großbotschafter drückte im Namen seines Monarchen und des Prinzen Robert, den er als einen Prinzen von der größten Auszeichnung schilderte, in einer langen und zierlichen Rede das lebhafteste Bedauern aus, mit der Werbung zu spät gekommen zu sein, die Hoffnung äußernd, dass deshalb in den freundschaftlichen Beziehungen der beiden Königreiche Provence und Burgund keine Änderung eintreten werde, was auch der König mit den wohlwollendsten Worten sogleich beteuerte.

Das Bildnis des Prinzen Robert war inzwischen von Hand zu Hand gegangen und von allen mit höfischer Artigkeit gelobt worden, obgleich es auf jeden einen unangenehmen Eindruck machte, einen schrecklichen aber auf den Patriarchen, der es lange und mit schwer verhaltener innerer Aufregung betrachtete, bis er es durch einen diensttuenden Kammerherrn dem König zurückgeben ließ, der es wieder in die Hände des Großbotschafters legte, welcher, ohne irgendeines der angebotenen reichen Geschenke anzunehmen, allsogleich den Thronsaal und die Residenzstadt verließ, um an den Hof seines Monarchen heimzukehren.

Diesen Augenblick benutzend, erhob sich der König von seinem Thron und sprach: »Damit niemand glaube, dass die bevorstehende Vermählung meiner geliebten Tochter, der Prinzessin Irmengard nur ein Vorwand gewesen sei, um die Werbung des Großbotschafters schicklich ablehnen zu wollen, verkünde ich hiemit öffentlich und feierlich, dass sie am nächsten Sonntag getraut werden wird, mit ...«

Alle Blicke hingen an den Lippen des Königs.

»... dem Retter meiner Krone und meines Königreiches, mei-

nem vertrauten Freunde, Florestan, Ritter vom Heiligen Grabe!«

Irmengard und Florestan knieten vor dem Thron nieder und wurden vom König und der Königin zärtlich umarmt. Das Entzücken der beiden liebenden jungen Herzen vermag keine Feder zu schildern. Die Anwesenden wünschten ihnen alles Glück, und am ganzen Hof erscholl ein allgemeiner Jubel. Noch spät am Abend dieses Tages hatte der Patriarch eine lange und wichtige geheime Unterredung mit dem König, und ritt gegen 2 Uhr morgens mit Florestan, der ihn als Beschützer begleitete, zum Thor hinaus, nach Arles, der Hauptstadt von Burgund.



## Kapitel 8 - Enthüllung eines entsetzlichen Geheimnisses



ie schöne und fromme Tochter des Herzogs von Bretagne, Eleonore, war mit einem großen Gefolge in Arles angekommen, um von ihrem Oheim, König Boso von Burgund, und von ihrer Muhme, der Königin, Abschied zu nehmen, weil sie die Welt verlassen, und als Äbtissin in das Kloster der Klarissinnen treten wollte, welches eine halbe Stunde von Arles dicht am Ende eines großen Kirchhofes stand. Sie brachte reiche Schätze mit, die heilige Clara in Lebensgröße, von gediegenem Silber, so auch die zwölf Apostel, zur Ausschmückung der Klosterkirche, und die kostbarsten Edelsteine, welche sie zur würdigen Verzierung der Monstranzen und der Leiber von Heiligen bestimmte, die in Glasschränken auf den Seitenaltären den Andächtigen zur Verehrung ausgestellt waren.

Robert erfuhr dies, erzählte es seinen Raub- und Mordgenossen und verabredete mit ihnen einen nächtlichen Überfall und die vollständige Plünderung des Klosters, sobald jene Schätze sich innerhalb der Mauern desselben befinden würden.

»Im Falle eines Widerstandes«, fügte er hinzu, »haut nieder, was euch in den Weg kommt, besonders die alten Nonnen, deren abscheuliches Kreischen uns verraten könnte. Die jungen und hübschen Nonnen schleppen wir in unser Paradies, die fromme Äbtissin Eleonore aber erkläre ich ausdrücklich für meinen Anteil. Vergesst aber ja nicht, das Werk mit der nötigen Vorsicht zu beginnen, sofort die Glockenseile durchzuschneiden, damit nicht Sturm geläutet werden kann! Macht euch bereit, meiner Aufforderung augenblicklich Folge zu leisten. Wir werden im Beinhaus des Kirchhofes den rechten Au-

genblick erwarten. Lasst ein großes Fass vom allerbesten und feurigsten Wein hinbringen. Die Totenköpfe wollen wir als Becher benutzen.«

Nach diesen im Paradies gesprochenen, frevelhaften Worten begab er sich wieder in die Residenz und ging sogleich in das Gemach seiner Amme, die mit dem Mischen einer Flüssigkeit beschäftigt war.

»Gut, dass du kommst«, sagte sie mit einer besorgten Miene.

»Warum?«

»Ich sah heute zwei unheimliche Fremde als Gäste in die Residenz reiten, einen Ritter und den Patriarchen von Jerusalem.«

»Was tut's zur Sache?«

»Sehr viel. Ich begegnete beiden auf der Treppe. Vor dem Ritter erschrak ich und bei dem Anblick des Patriarchen erfasste mich ein Beben, dass ich ohnmächtig zu werden fürchtete, denn ich las in seinem Blick eine Heiligkeit, gegen die meine Zauberkraft nichts vermag. Er blieb stehen, schaute mich schweigend aufmerksam an und sprach: »Bist du nicht die Amme des gnädigsten Prinzen Robert?«

»Ja«, antwortete ich, und beide gingen weiter die Treppe hinauf.«

»Warum sagtest du nicht Nein?«

»Weil zwei Hofherren als Begleiter hinter ihnen standen.«

»Was ist zu tun?«

»Du weißt es selbst am Besten, wie man die Leute unschädlich macht.«

»Ich werde beide in dieser Nacht im Schlaf ermorden.«

»Dies genügt nicht. Es macht ein zu großes Aufsehen und erschwert eine Entschuldigung. Durch meine Zauberkunst erfuhr ich, dass du die künftige Krone und zugleich das Leben

verlieren wirst.«

»Wie kann ich dies verhindern?«

»Schütte diese Flüssigkeit in den Trinkbecher des Königs, bevor er ihm heute bei der Abendmahlzeit gereicht wird. Es ist nur ein starker Schlaftrunk, der das Erwachen für immer verhindert. In der Nacht ermorde beide. Ich selbst führe dich an ihr Lager. Mit Tagesanbruch mach Lärm, der König sei tot, vergiftet von den beiden Fremden, die du auf ihrer Flucht verfolgt und getötet hast. Ihre Leichen legen wir auf die Treppe.«

»Aber man wird Blutspuren in ihren Betten finden.«

»Sei unbesorgt! Wer kann Rechenschaft von dir verlangen, wenn du König bist?«

»Du hast recht.«

Beide verabredeten den ganzen Mordplan.

Der Patriarch und Florestan wurden dem König, der Königin und dem Prinzen Robert vorgestellt und fanden die huldvollste Aufnahme. Der Patriarch ließ Robert nicht aus den Augen, sodass dieser froh war, als er sich wieder entfernen konnte. Der Patriarch blieb allein bei dem König.

»Allergnädigster König!«, begann er, »ich bin zu Euch gekommen, um eine heilige Pflicht zu erfüllen. Ich muss euch ein schreckliches Geheimnis enthüllen.«

»Sprecht, frommer Patriarch! Gott wird mir Kraft verleihen, es zu vernehmen.«

»Ich lebte einst als Einsiedler in einer Felsenhöhle Eures nahen großen Waldes. In einer mond hellen Nacht hörte ich ein Geräusch in der Nähe meiner Höhle schaute durch einen Seitenspalt hinaus und erblickte, mit dem Gesicht gegen mich gewendet ein Weib. Ich konnte dieses Gesicht deutlich erkennen und mir einprägen. Es grub mit einem kleinen Spaten ein tiefes Grab, nahm dann aus einem Körbchen ein lebendiges Kind,

denn es schrie in den Händen der Frauensperson, als diese es in die Grube werfen und so lebendig begraben wollte.«

»Entsetzlich!«, rief der König aus, »was tattet Ihr?«

»Ich riss einen Ast aus dem in meiner Höhle aufgeschichteten Holz und sprang hinaus. Sie ließ das Kind auf den Moosboden fallen und rannte davon. Es war ein holdes Knäblein, das mich freundlich anlächelte, ungeachtet meines langen Bartes. Noch in derselben Nacht trug ich es zu recht christlichen Rittersleuten, wo es in allen ritterlichen Übungen und in aller Frömmigkeit erzogen wurde. Dieser Knabe ist ein frommer und tapferer Ritter geworden.«

»Wo ist er nun?«

»An Eurem Hofe, Florestan, der Ritter vom Heiligen Grab, mein Begleiter.«

»Ich schätze mich glücklich, ihn bei mir zu haben.«

»Wohl dürft Ihr Euch glücklich schätzen, er ist der künftige Eidam des Königs von Provence und wird am nächsten Sonntag mit der wunderschönen und engelfrommen Prinzessin Irmengard getraut.«

»Also Florestan ist der Glückliche, der meinem Sohn Robert zuvorkam.«

»Ja, Gott sei Dank!«

»Was sollen diese Worte«, fragte der König mit ernster Miene.

»Euch auf mein Geheimnis vorbereiten. Ich sah beim König von Provence das Bildnis Eures Sohnes, dessen Augen nur mit Teufelskunst gemalt werden konnten.«

Der König ließ sogleich den Hofmaler kommen, zeigte ihm das Bildnis des Prinzen Robert und fragte: »Wer hat die Augen dieses Bildnisses gemalt?«

»Verzeiht, ich war nicht imstande, sie zu treffen! Die Amme

des Prinzen erbot sich dazu, und hat sie gemalt.«

»Gut! Fort mit Euch!«

»Ich habe die Amme auf der Schlosstreppe gesehen«, fuhr der Patriarch fort, »und wiedererkannt als diejenige, welche das Knäblein im Wald lebendig begraben wollte. Die Augen des Bildnisses überzeugten mich, dass Robert von Geburt kein Mensch, sondern ein Halbteufel ist, erzeugt von einem Teufel mit einer Hexe, und diese Hexe ist - die Amme, damit die Mutter Roberts, die ihn statt Eures wirklichen Sohnes in die königliche Wiege legte, und diesen ermorden wollte. Tröstet euch aber, denn der Himmel hat Euch durch mich, sein unwürdigstes Werkzeug, Euren wirklichen Sohn wieder geschenkt - Florestan ist Euer Sohn!«

Von Schrecken und Freude ergriffen, sank der König in seinen Stuhl zurück und faltete seine Hände zum Gebet.

»Lasst sogleich Robert und seine Amme verhaften und beide in getrennten Kerkern sorgsam bewachen. Die gerichtliche Untersuchung wird die volle Wahrheit meiner Aussage bestätigen.«

Zu dieser doppelten Verhaftung erteilte der König dem Befehlshaber seiner Leibwache einen geheimen Auftrag, den er jedoch nur zur Hälfte vollziehen konnte. Die überraschte Amme fiel in seine Gewalt. Robert aber, welcher zufällig erfahren hatte, dass die Herzogin Eleonore noch an diesem Tag mit all ihren Schätzen in das Kloster ziehen werde, wollte den reichen Fang sich nicht entgehen lassen und den beabsichtigten dreifachen Mord lieber auf einen anderen Tag verschieben. Er war also augenblicklich in das Paradies geeilt, um von da aus in dunkler Nacht zur Plünderung des Klosters auf den Kirchhof mit seiner ganzen Bande sich zu begeben.

Um den Qualen der Folter zu entgehen, und gegen das Be-



sprechen, nur geköpft, aber nicht verbrannt zu werden, legte endlich nach langem Zögern die Amme ein vollständiges Geständnis aller ihrer Missetaten ab, sodass an der Wahrheit dessen, was der Patriarch dem Könige gesagt hatte, nicht im Geringsten mehr konnte gezweifelt werden. Die Königin war voll Entzücken über das Wiederfinden ihres wirklichen Sohnes und dennoch bekümmert über Roberts Schicksal.



## Kapitel 9 - Das letzte Verbrechen



uf der Rückseite des Beinhauses auf dem Kirchhof lauerte Robert der Teufel mit seiner Rotte, ohne die leiseste Ahnung von dem, was in der Residenz vorgefallen war, seitdem er sie verlassen hatte. Von dort aus sah er den festlichen Einzug der Herzogin Eleonore in das Nonnenkloster, welches nur der Kirchhof von ihm trennte und das Abladen und Hineinbringen von Geldfässchen, Kisten und Schränken.

»Wär's nicht viel bequemer«, sagte Robert, »sie hätten alle diese Sachen lieber gleich in unser Paradies gebracht, um uns alle weitere Mühe zu ersparen.«

»Die neue Äbtissin auch?«, erwiderte Lucia neckend.

»Ich hätte sie schon nachträglich geholt.«

»Wir wollen ihr die ganze Frömmigkeit schon bald austreiben«, äußerte Atalie, »ist sie erst einmal im Paradies.«

»Wann geht's denn los?«, fragte Manfred, »mit deinem Alten, dann mit dem hergelaufenen Pfaffen, und dem heuchlerischen Ritter?«

»Morgen, ganz gewiss morgen, so wahr der Teufel lebt!«, antwortete Robert.

Unter verruchten Gesprächen, neuen Raub- und Mordplänen verging die Zeit. Sie tranken Wein aus den hohlen Totenschädeln und warfen sie in den Kirchhof hinaus, so oft sie leer waren, um wieder andere zu füllen und dadurch mehr Raum im Beinhaus zu gewinnen.

Gegen 11 Uhr nachts sahen sie die Klosterkirche hell erleuchtet von innen, hörten Orgeltöne und weibliche Stimmen singen.

»Wird's bald zu Ende gehen?«, rief Robert und streckte seine rechte Faust drohend gegen die Klosterkirche aus. »Der Wein will auch nicht weniger werden! He da, ihr Schlafhauben in den Gräbern unten! Erwacht! Steht auf und trinkt und tut uns Bescheid!«

Und alsogleich taten sich mehrere Gräber auf und die Totengerippe klapperten heran, und streckten die Knochenarme nach den Totenschädeln aus, die ihnen

Robert mit Wein gefüllt höhnisch lachend kredenzte. »Stoß an auf mein Wohl, ihr klappernden Windhunde! Und sie stießen an und tranken, und der Wein züngelte wie glühende Schlangen zwischen ihren blanken Rippen hinunter, und sie tanzten um das Beinhaus herum. Inzwischen schritten drohend vorüber die blutigen Gestalten Agathes und ihrer Zofe, Allands und der vier erdrosselten »guten, wackeren Leute mit weit abgerissenen, blutrünstigen Augen und rotbraunen Gesichtern, und alle, alle von ihm und seinen Spießgesellen Ermordeten. Robert schleuderte ihnen leere Totenschädel entgegen. Alle verschwanden und nun erschien der Satan selbst in seiner schrecklichsten Höllengestalt und rief mit einer Stimme, für die es keine Schilderung gibt.

»Robert, mein Sohn, dein nächstes Verbrechen wird dein letztes sein! In der Hölle sehen wir uns wieder!«

Furchtlos lachte er dem Satan vor seinem Verschwinden ins Gesicht. Als aber dann seine im Kerker geköpfte Amme bis auf zwei Schritte zu ihm trippelte, ihren eigenen Kopf unter ihrem Arm, und dieser Kopf mit stieren, glasigen Augen ihn anglotzte und der verzerrte Mund aufschnappte und die dumpfen Worte stöhnte »Robert, mein Sohn, dein nächstes Verbrechen wird dein letztes sein! In der Hölle sehen wir uns wieder!«, da erschrak Robert der Teufel, nicht aus Furcht, sondern weil er

ahnte, dass alles verraten, und die Amme, seine Mutter, was sie ihm schon längst anvertraut hatte, nun wohl schon enthauptet sei.

Mit dem Schlag der Mitternacht war alles vorüber, kein Licht mehr in der Klosterkirche.

»Fort jetzt!«, befahl Robert, bewacht alle Ausgänge der Kirche und des Klosters. Wenn ich mit Herzogin zurückkomme, plündert ihr das Kloster, und schleppt alles in das Paradies. Ich halte uns auch dort nicht lange mehr für sicher, und wir werden mit unseren Schätzen bald das Land verlassen.«

Mit einem Dietrichei schloss er eine Hinterpforte auf und begegnete einer Nonne.

»Wo ist die Äbtissin Eleonore?«, fragte er.

»In der Kirche!«

Robert rannte durch die Sakristei in die Kirche. Aber da war keine Kirche mehr, sondern eine große Felsengrotte, in deren Mitte ein eiserner Sarg stand, aus dem Flammen aufloderten, umgaukelt von scheußlichen Gespenstern.

»Wozu dieses Gaukelspiel? Für wen ist dieser Sarg bestimmt?«, fragte Robert, indem er mit seinem blitzenden Schwert drohte.

Da tauchte aus dem Schwefelfeuer des Sarges das blutende Haupt seiner geköpften Mutter und Amme empor. Der verzerrte Mund schnappte wieder auf und stöhnte die dumpfen Worte: »Für dich, mein Sohn! Denn du hast dein letztes Verbrechen begangen, den gewaltsamen Einbruch in das Klosters!«

Und der gräuliche Kopf fiel wieder zischend in den Flammen sprühenden Sarg zurück.

Robert der Teufel rannte wie rasend durch das nun offene Tor hinaus zu seinen Gefährten. Er sah niemand. Sie waren

alle schon von der Leibwache des Königs Boso gefangen, mit welcher Florestan, auf Wunsch der Herzogin Elenore, das ganze Kloster umzingelt hatte. Die Leibwächter wichen entsetzt vor dem anstürmenden Robert zurück. Denn dicht hinter ihm trabten und schnoben zwei furchtbare höllische Fanghunde, die er vergebens mit den Streichen seines Schwertes abzuwehren versuchte, aus welchem die Zauberkraft unbesiegbaren Widerstandes mit der Hinrichtung seiner Hexenmutter gewichen war. Immer kämpfend floh er wie ein gehetztes Wild dahin, erreichte atemlos die Galgenstätte, wo er erschöpft zu Boden stürzte und von den beiden höllischen Fanghunden zerrissen wurde, die mit seiner verdammten Seele hinunterfuhren in das Qualenreich des Teufels. Auf demselben Platz wurden acht Tage später alle seine Mordgesellen samt den Dirnen in einem einzigen Haufen zusammengebunden, auf einem Scheiterhaufen verbrannt und ihre Asche unter dem Galgen verscharrt. Auf der Stätte des verschütteten Paradieses aber zur Sühne unerhörter Gräueltaten ein Karthäuserkloster erbaut.



Der König und die Königin von Burgund zogen mit ihrem wiedergefundenen viel geliebten Sohn und dem gottseligen Patriarchen zum König von Provence, wo die Vermählung der Liebenden mit größter Pracht gefeiert wurde. Aus dieser höchst glücklichen Ehe entsprossen vier Söhne und zwei Töchter, und der zweitgeborene Sohn empfing nach dem Tod des Vaters seiner Mutter Irmengard die Königskrone von Provence. Der Patriarch besuchte öfters die beiden Königshöfe, an denen er auch endlich seine letzten Tage verlebte.

